die man bereits weiße, duftige Musselinkleider mit Permesinbesatz betragen konnte. Möglich also, ja wahrscheinlich, daß man schon als Uebergangshut die große Kopfbedeckung erblicken wird. Er wird „natürlich" schief getragen, so daß die eine Gesichtshälfte in geheimnisvolles Dunkel getaucht ist. Man ahnt die Schönheit mehr, als daß man sie sieht. Und als Garnitur wieder Reiher; die Heilsarmeitrommen krowerwirbeln, um sie sich die Diplomaten aller Länder streiten, die den Vogelschutz propagieren. Aber der Reiher ist nicht die hauptsache und kein Reiherverbot würde nützen, den großen Hut auf seinem Siegeszuge aufzuhalten. Er ist auf dem Wege zu uns, und ehe wir uns noch recht besinnen, wird er seinen Einzug gehalten haben. . . .

Wallenstein und die Frauen.

In Schillers Wallenstein-Drama spielt bekanntlich, soweit der Held in Betracht kommt, die Liebe keine große Rolle. Wallensteins Schicksal bleibt von der Leidenschaft der Liebe unberührt und wird allein durch die Politik entschieden. Entspricht das Bild, das Schiller hier entworfen hat, der geschichtlichen Wirklichkeit? Eine Antwort auf diese Frage gibt die feine Charakteristik über Wallenstein, die Ricarda Huch vor Jahren beim Insel-Verlage in Leipzig erscheinen läßt. Ihr ist offenbar bei der Arbeit an ihrer epischen Dichtung „Der deutsche Krieg" Wallensteins problematische Gestalt besonders merkwürdig geworden und sie versucht nun in ihrem neuen Buche die Persönlichkeit und den Charakter des rätselhaften Mannes in ihrem wahren Wesen und Kerne mit künstlerischer Anschaulichkeit herauszuarbeiten. Scharf und geistvoll kennzeichnet sie das Geheimnis des Charakters Wallensteins mit dem Satze: „Wallenstein war zu stolz, um abhängig, zu schwach, um Rebell zu sein, das heißt, um dem herrschenden Recht seine eigene Ueberzeugung entgegenzusetzen; dies war seine Kraft". Bewußt oder unbewußt begann er damit eine Grundlage künftiger Macht sich zu schaffen, indem er zum katholischen Glauben übertrat und indem er sich durch Heirat Reichtum sicherte. In noch höherem Maße als jetzt war es in früheren Jahrhunderten selbstverständlich, daß der Mann aus praktischen Erwägungen heiratete. Nicht eine Geldheirat, sondern eine Heirat aus Neigung wäre eine Abnormität gewesen und würde der Erklärung bedürfen. Immerhin, da es auch junge und schöne Erbinnen gab, erregte es Aufsehen, daß Wallenstein mit 25 Jahren eine alte und häßliche Frau wählte. Es erklärt sich dadurch, daß derselbe Heinrich Wilhelm Pachta, der ihn zum Religionswechsel veranlaßt hatte, ihm die Heirat vorschlug; es lag den Jesuiten daran, daß die begüterte Witwe einen ihnen ergebenen Katholiken heiratete, damit ihre Besitzungen nicht in protestantische Hände fielen. Wallenstein ließ sich gern leiten, wenn er fühlte, daß man es gut mit ihm meinte: er nahm die ihm angetragene Frau. Aus der Dankbarkeit, die er seiner alten und kranken Frau zeitlebens bewahrte, läßt sich schließen, daß sie ihm das Leben nicht schwer machte. Nicht unmöglich ist, daß er sich im Umgange mit anderen Frauen schadlos gehalten habe für das, was er in der Ehe entbehrte. Im Jahre 1612, also in seinem 29. Jahre, litt er unter Gewissensbedenken und unternahm eine Wallfahrt nach Loretto, um sich von den Sünden seines ganzen Lebens zu reinigen. Es könnten Sünden der Liebe gewesen sein, die ihn so bedrückten; wahrscheinlicher ist es aber, daß eine schwermütige Neigung zur Selbstquälerei dabei den Ausschlag gab. Manche Tatsachen lassen sogar die Vermutung zu, daß Wallenstein keine normal sinnliche, Frauen gegenüber leidenschaftliche Natur war.

Nach fünfjähriger, kinderloser Ehe, im Jahre 1614, starb seine Frau, und erst acht Jahre später verheiratete er sich wieder. Das war damals eine große Ausnahme; die Regel war, daß ein Witwer höchstens einige Monate verstreichen ließ, bis er sich eine neue Frau nahm. Seine zweite Frau, Isabella von Harrach, gehörte dem Wiener Hofadel an, und war die Tochter eines Günstlings des Kaisers; die Vorteile dieser Verbindung liegen demnach auf der Hand. Die Ehe scheint sehr glücklich gewesen zu sein, was allerdings bei dem seltenen Zusammensein der Gatten wenig bedeutete. Aus den Briefen Isabellas an ihren Mann spricht eine deutlich bestehende Zärtlichkeit, und wenn man auch in Betracht zieht, daß dieser Ausdruck erhöhter Liebe Stil der Zeit war und den Frauenbriefen des 16. und 17. Jahrhunderts eigentümlich ist, so bleibt doch der Eindruck eines innigen Verhältnisses übrig. So viel sich beobachten läßt, war Wallenstein stets ritterlich liebenswürdig gegen Frauen und verständnisvoll auf sie eingehend, ohne ihnen doch eigentlich näher zu kommen. „Er ist zwiß ein feiner Herr", schrieb die geschiedene Herzogin von Braunschweig ihrem Bruder, dem Kurfürsten von Brandenburg, „und nicht also, wie ihn etliche Leute gemacht haben; er ist gewiß sehr kurtisisch und hat mir alle große Ehre erwiesen, ist gar lustig hier gewesen." Besonders Frauen gegenüber, die in Not waren und seinen Schutz suchten, war er immer hilfsbereit. Einer evangelischen Mutter, die von ihrem Ehemann nicht lassen, aber doch auf ihren Gütern bleiben wollte, erteilte er die erbetene Erlaubnis und wies seine Beamten an, zu warten, „bis ihr unser Herr bessere Gedanken gibt, daß sie den rechten Glauben begreifen möge." Stets war er geneigt und rücksichtsvoll gegen diejenigen, die seine jeden Vergleich ausschließende Ueberlegenheit ohne weiteres anerkannten; bei Frauen war das im allgemeinen vorauszusetzen.

Die amerikanischen Frauen und der Krieg.

Der Weltkrieg hat in der weiblichen Bevölkerung der Vereinigten Staaten einen engeren Zusammenschluß und in der Folge die Bildung zahlreicher Vereine hervorgerufen, die zum Teil wohltätiger, zum Teil politischer Natur sind. Wie einer in den Daily News veröffentlichten Schilderung der amerikanischen Zustände zu entnehmen ist, sind allein im Verlaufe einer der letzten Wochen in New-York drei Frauenorganisationen begründet worden, die mit dem Kriege in Zusammenhang stehen. Besondere Aufmerksamkeit erregte die Gründung der Kriegs-Unterstützungs-Gesellschaft, eine vergrößerte Erneuerung eines bereits existierenden Unternehmens, das im vergangenen Jahre verschiedentliche Wohlfahrtseinrichtungen für die Kriegführenden geleistet hat. Die Sekretärin des Vereins bemerkte in einer Unterredung, man scheine in vielen Kreisen der Meinung zu sein, daß die Gesellschaft den Eintritt Amerikas in den Krieg erwarte oder sogar wünsche. In Wirklichkeit ist gerade das Gegenteil der Fall. Aber die Erfahrungen des Weltkrieges haben uns gezeigt, daß man immer bereit sein soll. Wir glauben, daß gerade die amerikanischen Frauen für jede Art Hilfsdienst bereit sein müssen. Wir verlangen von den Frauen keine direkte Tätigkeit; unsere Pflicht besteht einzig und allein darin, eine gewaltige Menge von Frauen — wir hoffen, daß es 10 Millionen sein werden — in irgendeiner Form zu vereinigen."

Eine andere, erst jüngst ins Leben gerufene Gesellschaft nennt sich „Sea-Liga der Frauen". Die sechs oder sieben in New-York tagenden Suffragettenvereine beschäftigen sich zwar nicht mit öffentlicher Wohltätigkeit oder sonstigen Unterstützungsvorkehrungen; dafür geben sie sich aber umso mehr Mühe, im Hinblick auf die für den 2. November angesetzten Wahlen die öffentliche Meinung für ihre Interessen zu gewinnen. Sie suchen auch dem Weltkrieg den besten Beweis für die Berechtigung, oder besser gesagt dringende Notwendigkeit des Frauenwahlrechts zu erklären. „Wenn Frauen wählen dürften", sagen sie, gäbe es wohl keine Kriege". Mit besonderem Eifer sind die amerikanischen Frauen für das Rote Kreuz tätig. Es gibt Abteilungen für Oesterreich, Italien, England, Deutschland, Frankreich usw. Die Sekretärin des amerikanischen Roten Kreuzes erklärte: „Seit 1914 erfahren haben, daß Deutschland sich so vorsätzlich selbst versorgt, senden wir vorläufig weniger Material." Das amerikanische Rote Kreuz zählt 6000 geprüfte Pflegerinnen, die sämtlich einen zweijährigen praktischen Kursus durchgemacht haben. Bis zum 1. Juni d. J. hat das amerikanische Rote Kreuz den Kriegführenden in Europa Spenden in der Gesamthöhe von 5 600 000 000 Mk. zukommen lassen. 71 Aerzte, 253 Krankenschwestern und 43 Mitglieder der Sanitätskolonen nicht mehr nach Europa gesandt. 10 Millionen Zigaretten, 1 Million Operationsmäntel, 1 Million Bandagen wurden den verschiedenen Hilfskommissionen in Europa aus Amerika überwiesen.

Der Krieg im Kindermund.

Glück und Vorzug der Kindheit bildet jene frische, noch unberührte Originalität, mit der die junge Welt alle Erscheinungen und Ereignisse auffaßt und verarbeitet. Auch der Krieg, der natürlich auf die Phantasie der Kinder einen gewaltigen Eindruck macht, hat eine Fülle überraschender Aeußerungen aus Kindermund hervorgerufen, und es war ein glücklicher Gedanke von Hanns Fördte, daß er in seinem soeben bei Georg Müller in München erscheinenden Buche „Die Kinder und der Krieg" eine ganze Sammlung von Kinderaussprüchen und Kinderdaten, die mit dem Kriege zusammenhängen, veranstaltete. Wie jeder Beobachter der Kinderwelt weiß, ist sie von einer glücklichen Vorurteilslosigkeit erfüllt. Nichts liegt ihr als Objektivität; sie kennt nur die Sache des eigenen Volkes und ist leidenschaftlich vom Wunsche nach deren Siege erfüllt.

Ein Berliner Vater erzählt, daß seine Jüngste eines Tages hereinstürmt, sich neben ihn und den gedeckten Tisch setzt, die Hände faltet und betet: „Unseren täglichen Sieg gib uns heute!" Ueberrascht fragt die Mutter: „Wo warst du schon wieder?" So heißt das Gebet nicht. Ich war in der Friedrichstraße", erwidert die Kleine und schweigt. „So, dann bekommst du zur Strafe nichts zu essen", sagt die Mutter. Am nächsten Mittag ist Anna pünktlicher und betet: „Unser täglich Brot uns Sieg gib uns heute."

Eine fünfjährige Otto wird ermahnt, jeden Abend auch für unsere Soldaten und seinen im Felde befindlichen Vater zu beten. Er hat daher sein übliches Gebet, folgendermaßen verdollständigt: „Lieber Gott, beschütze alle deutschen Soldaten — Vater am tollsten. Laß auch alle deutschen Soldaten siegen — aber Vater am tollsten.

Sehr originell äußerte sich die entschiedene Parteinahme für die deutsche Sache bei dem vierjährigen Heinrich Ulk, der alle Abend betet, der liebe Gott möge doch alle unsere Soldaten zu Lande, zu Wasser und in der Luft beschützen, auch den Verwundeten helfen, „und wenn welche sterben, so laß sie in den schönen Himmel kommen." Plötzlich unterbricht er sich: „Mutter, was macht denn der liebe Gott aber mit den toten Russen? Die kann er doch nicht in den Himmel nehmen!" Die Mutter: „Doch Ulk, wenn sie fromm sind, werden sie wohl auch in den Himmel kommen dürfen!" Ulk, sehr energisch: „Mutter, in den Himmel mag ich nicht! Ich möchte lieber in den deutschen Himmel!"

Zumal die Russen haben offenbar überhaupt auf die kindliche Einbildungskraft einen sehr starken, aber nicht gerade vorteilhaften Eindruck gemacht, und besonders ist es ihr Verhältnis zur Reinlichkeit, das sie viel beschäftigt. Bei der abendlichen Waschung entdeckt die Mutter an Fritzens Körper eine Unmenge von Kratzern. „Wo hast du denn das her?" „Ach, Mutter! Es war so schrecklich! Wir haben Krieg gespielt und weil ich der Jüngste war, mußte ich Russe sein und mich immer kratzen!"

Knackmandeln.

Lösung des Schützengraben-Scherzes aus Nr. 36: „Fliederzweige".

Wieder haben wir so viele richtige Rätsellösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser zu veröffentlichen.

Die Prämie: Lessings ausgewählte Werke in sechs Bänden, geb.,
entfiel auf **Emma Schlömilch, hier.**

Anagramm.

Man suche 9 Wörter von der Bedeutung unter a. Von jedem Wort ist durch Umstellung der Buchstaben ein anderes Wort zu bilden von der Bedeutung unter b. Die Anfangsbuchstaben der Wörter unter b bezeichnen einen Ort, wo sich die Italiener im jetzigen Krieg schon mehrere böse Schlappen geholt haben.

1. Teil der Zeichnung — Religionsbekenner.
2. Sunda-Insel — König im Märchen.
3. Truppengattung — Stimmungsausdruck.
4. Windrichtung — Pflanzenteil.
5. Teil des Feldes — Land in Asien.
6. Baum heißer Länder — Beleuchtungsgegenstand.
7. Befestigungsmittel — Fanggerät.
8. Nachkommne — Blume.
9. Schmackhafte Fische — Körperteil.

Prämie: Das Fräulein von Scuderi, Erzählung von E. T. A. Hoffmann, geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeigers" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Skataufgabe.

(a b c d die 4 Farben; A Ab, Daus; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die 6 Siebenen.)

H., der Mittelhandspieler, verliert auf folgende Karte a-Handspiel (Eichel-, Treff-Solo):

a, b, c, dB, a10, K, D; bA; dK, 7.

Deutsch.

Französisch.

Treff-Bube, Pique-Bube, Coeur-Bube, Carr.-Bube, Treff-Zehn, Treff-König, Treff-Dame, Pique-As, Carr.-Acht, Carr.-Sieben.

Die Gegentrümpfe sitzen verteilt. Im Skat b8, 7. V. hatte 6 Punkte mehr in der Karte als H. Wie ist der Kartensitz und Spielgang?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 34.

Kartensitzen:

V. aK, D, 9, 8, 7; dA, K, 9, 8, 7.
M. a, b, eB; bA, K, D; cA, K, D; dD.
H. dB, aA, 10; b10, 9, 8; c10, 9, 8; d10.

Spiel:

1. V. a7, eB, aA (— 13). — 2. M. dD, d10, dA.
3. V. a8, bB, a10 (— 13). — 4. M. bA, b9, aA.
5. V. a9, aB, dB. (— 4). Die anderen Stiche nimmt der Spieler. Die Gegner sind also nur bis 29 gekommen.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Johannes Bronk, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage

des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 37 — **Halle a. S., Sonntag, den 12. September** — **1915**

Die Bescheidenheit, die zum Bewußtsein kommt, kommt ums Leben.

M. v. Ebner-Eschenbach.

Das Glück kommt über Nacht.

Erzählung von Bertha Dobler (Braunschweig).

(Nachdr. verb.)

Es hatte geschneit. Hoch lag der Schnee und immer noch fielen dicke Flocken wirbelnd herab. Die winterlich starre Erde hatte sich über Nacht in ein blütenweißes Schlafgewand gehüllt. Echtes Januarwetter!

Vor einem der vornehmsten Modehäuser der Residenz wartete ein eleganter Schlitten, auf dem der Kutscher in majestätischer Haltung saß. Der Diener stand wartend, die Hand am silbernen Türgriff, daneben und blickte hochmütig auf ein paar halbwüchsige Burschen herab, die neugierig das elegante Gefährt bestaunten! Da riß der Boy die große Spiegelglastür auf. Der Geschäftsleiter begleitete eine in kostbare Pelze gehüllte Dame zu ihrem Schlitten und verabschiedete sich mit tiefer Verneigung von der vornehmen Kundin. Unter leisem melodischem Klingeln der silbernen Glöckchen setzte sich der Schlitten in Bewegung.

Frau Edith von Bercken machte ein zufriedenes Gesicht. Sie war in hervorragender Laune, denn die elegante Robe, die sie morgen abend bei der Gräfin R. tragen wollte zu dem großen Fest, sah wirklich gut aus und hob, wie sie soeben vor den hohen Spiegeln im „Broderiesalon" konstatiert hatte, ihre blonde Schönheit aufs vorteilhafteste. Sie war selbst überrascht von der vornehmen kleidsamen Eleganz der Robe — ein silberdurchwirktes Perlengewand, zart wie ein Hauch, über meergrüner Seide. Das Kollier aus Smaragden und Diamanten — das kostbare Weihnachtsgeschenk ihres Gatten — würde vortrefflich dazu passen. Ein zufriedenes Lächeln war auf ihrem sonst meist kühlen und gelangweilten Gesicht, denn sie dachte mit Genugtuung an die Hochflut der kommenden Festlichkeiten. Da um die Weihnachtszeit der gesellige Verkehr etwas eingeschränkt worden war, hatte sie die Leere ihres eleganten Hauses, weil ihm jubelnde Kinderstimmen fehlten, doppelt empfunden. Ob wohl sie viel gelesen und musiziert hatte, hatte sie sich doch sträflich gelangweilt. Deshalb begrüßte sie mit Freuden Bälle, Konzerte, Bazare, die ihr wenig Zeit zu sentimentalen grüblerischen Betrachtungen ließen.

Das Schneetreiben hatte aufgehört, nur vereinzelt fielen noch einige Flocken, aber es war bitter kalt. So kalt, daß in der allmählich eintretenden Winterdämmerung der Hauch des Atems, der den Nüstern der schnaubenden Pferde entwich, diese wie weiße Nebelschwaden umgab.

Erst als der Schlitten mit kurzem Ruck vor ihrem hellerleuchteten Hause hielt, erwachte Frau von Bercken aus ihrem Sinnen. Sie schritt die breiten, teppichbelegten Marmortreppen empor und ging in ihr Zimmer, ließ sich ein leichtes Hauskleid überwerfen aus zarter, weißer Seide mit feinem Spitzengriesel um Halsausschnitt und Aermel und ging hinüber in das Musikzimmer. Dort rieselte sie sich vor dem Flügel nieder und präludierte leise — die Lampe auf dem Flügel, deren blendendes weißes Licht ein roter Seidenschirm dämpfte, verbreitete nur eine matte Helle und ließ den größten Teil des engeren Raumes im traulichen Halbdunkel. Wie wundervoll sie spielte! Die weißen feinen Hände glitten in meisterhaftem Spiel über die Tasten und gingen allmählich über zu der einfachen schlichten Melodie eines Liedchens. Und dann sang sie mit weicher wohlklartender Stimme, die von einem sehnsuchtsvollen, kaum sich selbst eingestandenen Wunsch — dem nach wahrem häuslichem Glück — durchzittert war:

Kennst ihr die süßen Märchen
Vom Glück, das über Nacht
Den geduldig harrenden Kindern
Die gütige Fee gebracht?
Die holden Märchen verklangen,
Die Zeiten sind nüchtern und kalt,
Doch die — Herzen erfüllt das Verlangen
Nach dem trauten: Es war einmal.

Wie in weite Fernen schauten ihre Augen. Als der letzte Ton verklungen war, saß sie noch eine Weile unbeweglich. Ihre Lippen preßten sich zusammen — verweinten, verbissen, ohne Zweck, ohne Ziel! Sie stand plötzlich kerzengerade auf und breitete die Arme aus, wie einem süßen ungekannten Glück entgegen. Dann preßte sie die Hände an die Schläfen, wie eine Zentnerlast fiel ihr das Inhaltslose, die Leere ihres Lebens auf die Seele. Aber dann bezwang sie sich; sie war ja schön, jung, reich, alle Wünsche konnte sie sich erfüllen — und morgen — das feenhafte Gewand — wie würde sie Bewunderung damit erregen! Als der Diener ihr auf silbernem Tablett einen Brief überbrachte, war sie wieder ganz die kühle vornehme Weltdame, die ihre Sentimentalität selbst belächelte.

Ohne sonderliches Interesse öffnete sie den Brief — sicher wieder ein Bittgesuch, eine Bettelei, dachte sie gelangweilt. Aber ihre Augen weiteten sich im Spannen und eine zähe Röte stieg in ihre Wangen, als sie den Brief las:

„Gnädige Frau! Wenn Sie sich überzeugen wollen, wo Ihr Gatte des öfteren seine Abende zubringt, dann beobachten Sie ihn, folgen Sie ihm. Er hat ein Geheimnis vor Ihnen."

Keine Unterschrift, nur die genaue Angabe des Hauses, in dem ihr Gatte so häufig weilen sollte. Ihr vornehmes Empfinden sagte ihr: Aus Feuer mit dem verleumderischen Schreiben; anonyme Briefe schreiben nur Feiglinge, Uebelwollende oder im besten Fall sensationslüsterne Kreaturen! Aber dann kam ihr wie eine jähe Erkenntnis plötzlich die Gewißheit, daß mit ihrem Gatten in letzter Zeit eine Veränderung vorgegangen war — und sie, seine Frau, hatte das nicht beachtet. Erst diese höhnische Denunziation mußte ihr die Augen öffnen. Blaß, einer Ohnmacht nahe, lehnte sie am Flügel. Gleichsam gespenstisch grinste sie die Dämmerung aus den Ecken des Zimmers an: das, was sie vorhin noch als behaglich und traulich empfunden hatte, schien sie jetzt zu bedrohen, es beängstigte sie — sie entzündete das elektrische Licht, das das elegante grüne Gewölbe in hellem Licht erstrahlte. Sie wußte, das Gemütliche hatte sie mit ihren Gatten einst zusammengeführt, der Wunsch der Eltern, daß sie ein Paar würden. Sie waren ja „wie für einander geschaffen". Und so war alles wunschgemäß verlaufen. Reichtum und guter Name paßten vortrefflich zusammen, und beide lebten sie seit Jahren ein scheinbar glückliches Eheleben.

Er, zuvorkommend, höflich und korrekt, erfüllte ihr alle Wünsche. Er konnte es — als einziger Erbe seines Vaters war er Besitzer einer großen, weltbekannten Fabrik. Sie selbst, jung, schön, liebte elegante Kleider und richtete sich ihr Leben ganz nach ihrem Geschmack ein. Das Unbefriedigtsein, das Leere im Leben der kinderlosen Frau hatte in ihr einen leidenschaftlichen Hang nach Geselschaftlichkeit hervorgerufen.

So lebten sie korrekt und gleichmütig dahin, bis jenes Schreiben sie plötzlich aus ihrer kühlen Reserve aufrüttelte. Eifersüchtig war sie nicht, wie sie sich selbst einredete, aber wie ein dumpfer, schwerer Druck lastete es auf ihr. Sie staunte selbst darüber. Zum ersten Male verließ sie die Selbstbeherrschung, ein lautloses Schluchzen erschütterte sie, aber sie bezwang sich; lauter Schmerz lag ihr ebenso wenig wie jubelnde Freude. Bald war sie wieder vollkommen Herrin über sich selbst, sie beschloß, sich zu überzeugen von ihres Mannes Untreue und — ihn freizugeben, derjenigen zu lassen, an die er seine Zärtlichkeit verschwendete. Für sie selbst hatte er ja seit langem nur kühle Höflichkeit. Es gab für sie keinen Zweifel, daß es ein weibliches Wesen sei, der er sich zugewendet. Aber hatte sie selbst es ihm nicht durch ihre Gleichgültigkeit unmöglich gemacht, ihr anders als kühl und förmlich zu begegnen?

Die Portiere rauschte — ihr Gatte trat ein und küßte ihr die Hand.

Sie blieb äußerlich ruhig und kühl wie sonst, aber sie empfand ein ihr sonst fremdes, schmerzendes Gefühl in der Brust. Zum ersten Male seit langer Zeit sah sie ihren Gatten genauer und aufmerksamer an. Er war ein stattlicher, schöner Mann und sie konnte es plötzlich verstehen, daß sich Frauen in ihn verliebten; diese Erkenntnis peinigte sie — die Kühle, Gleichgültige.

Als sie sich später im Speisesaum gegenüber saßen, da sah sie in dem von der Lampe beleuchteten vollen dunklen Haupthaar des Mannes vereinzelte silberne Fäden schimmern. Ein Gefühl der Rührung überkam sie und — des Schuldbewußtseins; sie fühlte, daß sie ihm keine liebende, sorgende Gefährtin war, daß sie ihn vernachlässigt hatte im Trubel der Geselligkeiten, die sie sehr oft allein besuchte, wenn ihn Berufspflichten an den Schreibtisch bannten. Sie empfand schwere Schuld, Ihr er nicht in seinem Recht, wenn er anderweitig die Liebe suchte, da sie — ein Weib — für ihn nur kühle Förmlichkeit hatte? Und doch — trotz allem vermochte sie nicht an seine Untreue zu glauben. Ebenen Augenblick lang überkam sie impulsiv das Verlangen, ihm den verleumderischen Brief zu zeigen und ihm zu sagen: „Ich glaube an dich!" Aber dann packten sie wieder böse Zweifel. Es fielen ihr kleine Begebenheiten ein, Episoden, denen sie keine Beachtung geschenkt hatte, die aber jetzt sie bedeutungsvoll wurden, je mehr sie darüber nachdachte.

Die Gatten sprachen nur wenig bis zur Beendigung der Mahlzeit. Jeder hing seinen Gedanken nach.

„Liebe Edith, hast du heute abend etwas vor, einen Besuch, ein Konzert?" — „Nein, und du?" — „Ich habe eine wichtige Unterredung."

Ihr erschien seine Stimme merkwürdig gepreßt. Das Herz klopfte ihr bis zum Halse, als er sich bald darauf abschiedsnehmend über ihre Hand neigte.

Und dann — ließ sich Frau Edith einen dunklen Mantel, ein schwarzes Spitzentuch bringen und — folgte ihrem Gatten.

„Wie eine eifersüchtige Lächin", verspottete sie sich selbst ironisch, aber sie kehrte nicht um, bis sie sich wirklich davon überzeugt hatte, daß ihr Gatte in dem angegebenen Hause verschwand. Also doch! Der Verräter hatte wahr gesprochen, denn in einem solch schlichten Miethause veranstaltete der Millionär von Bercken keine Geschäftskonferenzen.

Langsam, wie eine Schwerkranke, ging sie heimwärts, ging sie mit ihren dünnen Stiefeln durch den hartgefrorenen Schnee, sie, die vornehme Weltdame. Der eisige Wind trieb ihr die Flocken im

Gedenktage der Woche.

12. Sept. 1819 † Feldmarschall Lebrecht von Blücher, Fürst v. Wahlstatt, in Krieblowitz (* 1742).
1836 † Der Dramatiker Christian Dietrich Grabbe in Detmold (* 1801).
1876 † Der Dichter Anastasius Grün (eigentlich Anton Alexander Graf von Auersperg) in Graz (* 1806).

13. Sept. 1830 * Die Dichterin Marie v. Ebner-Eschenbach auf Schloß Zdislawic i. Mähr.
1872 † Der Philosoph Ludwig Andreas Feuerbach auf dem Rechenberg bei Nürnberg (* 1804).

14. Sept. 1769 * Der Naturforscher Alexander v. Humboldt in Berlin († 1859).
1817 * Der Dichter Theodor Storm in Husum († 1888).
1887 † Der Aesthetiker u. Dichter Friedrich Theodor Vischer in Gmunden (* 1807).

15. Sept. 1834 * Der Geschichtschreiber Heinrich v. Treitschke in Dresden († 1896).

16. Sept. 1834 * Der Dichter Julius Wolff in Lüneburg († 1910).
1887 † Der Schriftsteller Wilhelm Oertel (W. O. v. Horn) in Wiesbaden (* 1798).

17. Sept. 1631 Erste Schlacht bei Breitenfeld: Sieg Gustav Adolfs von Schweden und der Sachsen über Tilly.

18. Sept. 1786 * Der Dichter Justinus Kerner in Ludwigsburg († 1862).
1806 * Der Schriftsteller Heinrich Laube in Sprottau († 1884).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191509121/fragment/page=0001

das zarte Gesicht, daß es wie Feuer brannte. Sie achtete es nicht, sondern sie erschrak selbst über die Größe ihres Schmerzes, der für sie im „Entsagen" lag, über die Größe ihrer — Liebe. Sie fühlte — obgleich sie sich gegen diese Erkenntnis wie eine Verzweifelte wehrte — daß eine Trennung von ihrem Gatten für sie gleichbedeutend mit Tod war.

Die Füße versagten ihr fast den Dienst, als sie die Treppe ihres Heims emporstieg. Und als ihr die Kammerzofe begeistert meldete, daß das „wunderbare seenhaft schöne Kleid" soeben abgeliefert worden sei, da machte sie nur eine müdeabwehrende Handbewegung. Es fröstelte sie und sie ging sogleich in ihr Schlafgemach, das ein Ankleideraum von dem ihres Gatten trennte — sie wollte schlafen und im Schlaf vergessen. Nur nicht nachdenken! Die Zofe, die sofort an die Tür pochte, schickte sie fort. Dann stand sie eine Weile vor dem hohen Spiegel und starrte hinein. Sie ging zum Fenster und blickte hinauf zu den Sternen, zu denen sie eine unklare Sehnsucht emporzog. Die halbe Nacht lag sie wach und schluchzte lautlos in die Kissen. Erst als sie sich zu einem Entschluß durchgerungen, wurde sie ruhiger.

— — — — — — — — — — — —

Es war durchaus kein vornehmes Haus, in dem Frau Edith von Bercken am nächsten Mittag tief verschleiert die Treppen emporstieg. Einen Augenblick preßte sie die Hand auf ihr klopfendes Herz, dann drückte sie entschlossen auf den kleinen weißen Knopf der Klingel. Mit steigendem Herzschlag hörte sie, wie eine Tür geöffnet wurde und näherkommende Schritte erklangen. Eine Matrone mit guten Augen, ein schwarzes Spitzenhäubchen auf dem weißen, glattgescheitelten Haar, öffnete. Tödlich verlegen suchte Frau von Bercken die Weltgewandte, deren geistsprühendes Geplauder in den Salons Bewunderung erregte, nach Worten, als sie vor der alten Dame stand. Aber diese kam ihr freundlich zuvor.

„Gnädige Frau kommen gewiß der Pension wegen, die wir für unseren Knaben suchen?" Und als Frau Edith hilflos schwieg, fuhr sie freundlich fort: „Das paßt vortrefflich, gerade ist der Herr anwesend. Obgleich er mich ermächtigt hat, in seinem Namen abzuschließen, ist es mir doch lieber, wenn er selbst die Wahl der Pension trifft."

Sie öffnete die Tür eines behaglich durchwärmten Zimmers und lud Frau von Bercken mit einer Handbewegung zum Nähertreten ein, trat zurück und schloß die Tür.

Mechanisch trat Frau Edith einige Schritte vorwärts, sie wollte dem Herrn dort sagen, daß ein Irrtum vorliege, aber — da blieb sie maßlos überrascht inmitten des Zimmers stehen. Das war ja ihr Gatte, ihr ernster, korrekter Gatte, der fort schreibend und plaudernd in einem Sessel am Fenster saß, den Arm zärtlich um ein dunkellockiges, reizendes Mädchen gelegt, das an seinen Knien lehnte. Als er die Dame eintreten sah, erhob er sich und ging ihr entgegen.

Da nahm sie den Schleier hoch und — er sah in das totenblasse Gesicht seiner Frau. Wortlos, mit zitternden Fingern nestelte sie den Brief aus dem Handtäschchen und reichte ihn dem Ueberraschten. Er führte die Zitternde zunächst ritterlich zu dem Diwan, dann erst las er das Schreiben. Frau Edith, die mit großen, starren Augen zu ihm aufschaute, sah, wie ein Zittern die hohe Gestalt ihres Gatten überlief. Da trat er entschlossen auf sie zu:

„Edith — du — kommst selbst — du, die Stolze, Unnahbare, von der ich glaubte, sie habe kein Herz?"

„Ich mußte — ich wollte ihr, die du liebst, selbst sagen, daß ich dich frei gebe, weil — ich fühle, daß du an meiner Seite nicht glücklich bist, weil ich —"

„Du gibst mich frei, du?" wiederholte erstaunt der Mann.

„Ja, ich habe darüber nachgedacht und bin zu dieser Entschlüsse gekommen. Heute nacht, in Verzweiflung fast, daß ich's eingesehen, daß ich dir nichts sein kann. Und ich — ich habe dich doch so lieb —"

Lautloses Schluchzen erstickte ihr die Worte im Munde.

Da preßte sie ihr Gatte mit einem Jubellaut an seine Brust. Dann sagte er mit einem leisen Zittern in der Stimme: „Und ich Tor glaubte, du habest ein kaltes, geistsprühendes Herz, fürchtete mich vor deinem spöttischen Lächeln, dir meine Schuld zu gestehen."

Mit Tränen im Auge schaute sie zu ihm empor und mit zärtlichem Ton, wie er ihn nie von ihr gehört, bat sie ihn: „Sage mir alles, Alfred." Und sie streichelte seine Hände, und er berichtete ihr alles — alles. Als Fünfundzwanzigjähriger hatte er in London eine junge Deutsche kennen und lieben gelernt, der es gelungen war, ihn völlig an sich zu fesseln. Sie war schön, aber von geringer geistiger Bildung und bei einer ihm befreundeten Familie in dienender Stellung — als Kinderfräulein. Trotzdem hatte er die redliche Absicht, sie zu heiraten, als sie sich Mutter fühlte. Sein Vater aber verweigerte schroff und unerbittlich seine Einwilligung zu dieser Ehe, denn als er ihm alles offenbart hatte, da durchschaute er, der Erfahrene, nur zu leicht die eigennützigen Bewegründe einer Glücksjägerin. Nach dem Scheitern der ehrgeizigen Pläne hatte sich des Mädchens Liebe in glühenden Haß verwandelt. Die hohe Summe, die sie verlangte und die ihr bereitwilligst gegeben ward, war bald verschwendet; sie wurde leichtfertig, eine Verworfene, die von ihm, nachdem er sich verheiratet hatte, systematisch Geld erpreßte. Und er gab — reichliche Mittel, damit die Existenz seines Kindes vor der Gattin verschwiegen blieb. Als er aber in Erfahrung gebracht hatte, daß sein Kind trotzdem nur mangelhaft versorgt werde, fuhr er selbst in die kleine süddeutsche Stadt, wo sein Kind untergebracht war, und fand es blaß und vernachlässigt. Da war die Stimme des Blutes mächtig in ihm geworden — er vergaß alle gesellschaftlichen Schranken, nahm es an sein Herz und brachte es fort aus jener Atmosphäre, nachdem er sich für schweres Geld das Recht dazu von der Mutter erkauft hatte. Nun, da sie keinerlei Unterstützung mehr von ihm zu erwarten hatte, ist sie mit ihrem Mann, einem braven Handwerker, ausgewandert nach Amerika, um mit dem erhaltenen Gelde drüben ein neues Leben zu beginnen. Aber sie hatte es nicht unterlassen können, ihm noch ein letztes hämisches Zeichen ihrer niederen Gesinnung zu geben, indem sie seiner Frau — kurz vor ihrer Abfahrt — das Geheimnis offenbarte. „Und ich denke es jetzt dieser Frau, denn sie hat, ohne es zu wollen, mich glücklich damit gemacht. Mein Kind gab ich zu dieser alten Dame in Obhut und Pflege und unter ihrer rührenden Fürsorge ist es aufgeblüht wie ein Röschen. Die alte Dame will jetzt in eine andere Stadt zu ihrer verheirateten Tochter übersiedeln; ich aber, ich kann mich nicht mehr trennen von meinem Knaben."

Wie ein Aufatmen ging es bei dem Geständnis ihres Gatten durch Frau Editys Brust. Sie hatte ihn, mit seinem Wort unterbrochen, nur hin und wieder hate sie seine Hand geistreichelt. Und leise, ganz leise, hatte sie den Arm um den Hals des Kindes geschlungen und preßte ihr Gesicht an seine weiche Wange. Da ergriffe ihr Mann ihre Hand: „Edith, liebe Edith", flüsterte er innig. Weinend lag sie an seiner Brust und es klang wie ein Jubellaut des Glückes, als sie sagte: „Lieber, lieber Alfred, gib es mir, dein — unser Kind — ich will ihm eine gute Mutter sein, weil ich dich, weil ich euch beide — liebe."

Und zum ersten Male lauschte sie einer heimlichen Stimme ihres Herzens die von einem Glück erzählte, einem heiligen Glück, zu dem es sie bisher in unklarer Sehnsucht gezogen hatte. Sie wußte, daß sie auf ein eigenes Kind nicht hoffen durfte, aber der herzige kleine Knabe, der sie mit den braunen Augen ihres Gatten so lieb ansah, würde Leben in ihre eleganten oden Räume bringen, würde unbefangen und jauchzen und singen — heute abend noch. Sie wollte gleich absagen lassen bei der Gräfin R. Sie wollten selbst ein frohes Fest feiern zu dreien und das Kind würde singen mit süßer, feiner Stimme und ein herziges einfaches Kinderliedchen.

Das deutsche Lied.

Von Heinrich Seidel.

Das erste Lied, ein Wiegenlied,
Die Mutter hat's gesungen,
Ein Liebeslied, ein Wanderlied,
Ein Weinlied ist erklungen.
Gilt alte Zeit in Freud und Leid
Begleitet vom Gesange —
Ein letztes Lied ist dein Geleit
Auf deinem letzten Gange.

Dem deutschen Lied ist kein Gebiet
Zu fern und zu entlegen,
Dem deutschen Lied, das mit dir zieht
Auf allen deinen Wegen.
Und ist dir bang, so wird sein Sang
Zum Leid- und Sorgenbrecher —
Wie freudig bringt sein Feierklang
Im Kreise froher Zecher!

So soll es sein jahraus, jahrein,
Bei Alten und bei Jungen —
Das Lied vom Wandern, Lieb' und Wein
Sei niemals ausgesungen!
Und aufwärts dringt ein Lied, das klingt
Wie Sturmwind in der Eiche,
Ein Lied, das sich zum Himmel schwingt,
Das Lied vom Deutschen Reiche!

Hauptmann Tromba.

Eine Spitzbubengeschichte von Paul Ernst.

Um das Jahr 1600 lebte in Rom ein Polizeihauptmann namens Tromba.

Tromba ist von einer stattlichen breiten Figur, nicht so ein Männchen, wie man sie oft sehen kann, der neben seiner Frau sitzt und für einen Saldo Bohnen ißt, indessen die Frau, breischultrig und mit starken Hüften, eine Schüssel voll Krametsvögel, ein halbes Brot und einen Haufen Salat nebst einem großen Fiasko Wein vor sich hat. Nein, Tromba ist ein Mann, und wenn sein Säbel auf dem Pflaster klirrt, wenn er die Backen aufbläst, die Augen rollt, den Schnurrbart streicht und spanische Flüche von sich gibt, dann zittern alle Gauner Roms, soweit sie wenigstens überhaupt vor der Polizei Furcht haben.

Er hat diese Wege in der Umgebung Roms zu versehen, und deshalb hält er sich einen leichten, zweirädrigen Wagen und ein Pferd. Dieses Pferd ist von kleiner merkwürdiger Rasse; es hat einen sehr dicken Leib und sehr dünne Beine und ist so klein, daß man es leicht für einen Esel halten kann, wenn man nicht weiß, daß es ein Pferd ist. Tromba hat schon Unannehmlichkeiten mit ihm gehabt, man wollte es vom Frühjahrskorso ausschließen, weil der für Esel verboten ist; Tromba aber hat dem wachthabenden Beamten einfach erklärt, ihn würde man freilich nicht auf den Korso lassen, wenn er eingespannt wäre; darüber entstand ein solches Gelächter unter den Zuhörern, daß der Beamte beschwichtigt wurde und Tromba durchließ.

Tromba also hat viel in der Umgebung zu tun, unter anderem muß er jeden ersten nach Frascati fahren. In Frascati aber bereitet er jetzt einen Hauptschlag vor. Wahrscheinlich nämlich wird es ihm glücken, die große Gannerin Colomba abzufangen. Ein Agent hat ihm berichtet, daß der Priester Mario eine neue Haushälterin bekommen hat, auf welche ganz die Beschreibungen von Colomba passen. Er hat bis jetzt nur immer beobachtet, denn der ehrwürdige Herr Mario ist schon ein alter Herr und ist etwas heftiger Natur; er hat kürzlich erst einen Stirren die Treppe hinabgeworfen, daß er ein Bein brach, weil der Stirren ihm hatten wollte; man muß dem ehrwürdigen Herrn Mario mit Tatsachen kommen, dann beugt er sich, aber auf bloßen Verdacht gibt er nichts.

Tromba ist in Frascati und hört den Agenten kopfschüttelnd und pustend an; der ehrwürdige Herr Mario hat eine Hypothek zurückbezahlt bekommen, zehntausend Scudi; der Agent glaubt, daß es die zehntausend Scudi sind, wegen deren Colomba in den Dienst gegangen ist; alle seine Maßregeln sind getroffen; wenn sie Frascati verlassen will, dann wird sie festgenommen; und die beiden malen sich schon das bestürzte Gesicht des ehrwürdigen Herrn aus, wenn sie zu ihm kommen und ihm sagen: „Vermissen der ehrwürdige Herr nicht zehntausend Scudi?" Hier sind sie, die Polizei des heiligen Vaters schützt das Eigentum des friedlichen Bürgers." Tromba billigt also alle Anordnungen des Agenten; es ist schon spät, er muß noch nach Rom zurück, und so nimmt er denn Abschied.

Eben will er mit seinem Gefährt aus der Stadt ins Freie fahren, da steht ein junges und hübsches, kleidsam angezogenes Mädchen mit einem Bündel am Arm, an der Straßenecke und winkt ihm zu; er hält, das Mädchen tritt an den Wagen und bittet ihn um seinen Schutz; sie muß noch diesen Abend nach Rom gehen; ihre Mutter liegt schwer krank darnieder; die Tante in Frascati hat ihr Arzeneien gegeben, die sie wieder gesund machen; denn die Tante hat einmal bei einem Arzt gedient und kann die Krankheiten heilen, und sie kennt ja auch das Innere der Mutter ganz genau; die Arzneien trägt sie in ihrem Bündel eingewickelt, die eine Rolle ist eine Flasche mit einem Trank zum Schwitzen, die andere enthält einen Trank, der die zerrissenen Eingeweide heilt, und die dritte ist zur Stärkung; und nun fürchtet sie sich, in der Dunkelheit den weiten Weg zu machen, und sie hat gedacht, der Herr Polizeihauptmann Tromba nimmt sie vielleicht mit auf seinem Wagen; denn bei dem Herrn Polizeihauptmann würde sie sich ganz sicher fühlen, und das Bündel ist auch so schwer; denn in den Arzeneien sind lauter kostbare Bestandteile; und so spricht sie mit geläufiger Zunge, und ab und zu wischt sie sich eine Träne aus den Augen, und dann sieht sie den Hauptmann wieder so rührend an; und so sagt denn der lachend, einem so hübschen Mädchen wird ein feiner Mann nichts abschlagen; sie gibt ihm das schwere Bündel hinauf, das er sorgfältig neben sich setzt; dann reicht er ihr die Hand, sie tritt auf die Achse und schwingt sich leicht über den Radkranz neben ihn. Das Pferd zieht an, sie fahren an einem Mann vorüber, der sie neugierig ansieht; der Mann macht einen etwas verdächtigen Eindruck, das Mädchen drückt sich ängstlich an Tromba, und Tromba nimmt die Zügel in die eine Hand und legt die andere um das Mädchen, um sie ganz an sich heranzuziehen. Dann beruhigt er sie; seit er im Amt ist, sind die Straßen schon sicher, und der Mann, welcher sie ansah, war sogar ein geheimer Angestellter der Polizei.

So fahren die Beiden denn nun den Berg hinunter und über die Ebene, bis sie vor Rom ankommen; der Polizeihauptmann klopft mit dem Peitschenstiel an das Tor, die Wache steht aus dem Fenster, erkennt Tromba, öffnet das Tor und läßt den Wagen ein. Das Mädchen hat während der Fahrt von der Mutter erzählt; denn sie ist von denen, die immerzu reden können. Tromba hat öfters versucht, das Gespräch auf andere Dinge zu bringen, hat sie auch einmal küssen wollen, sie aber ist beleidigt gewesen und hat gesagt, er müsse nicht denken, daß sie so Eine sei; daß hat er denn auch nicht gedacht; und so war die Zeit angenehm vergangen. Er läßt es sich nicht nehmen, die Kleine bis nach ihrem Hause zu fahren; sie steigt flink ab, er gibt ihr das Bündel, sie läßt den Türklopfer fallen und er fährt weiter.

Früh morgens am anderen Tage kommt der Agent Frascati. Der Polizeihauptmann haut sich erstreut auf die starken Schenkel und ruft aus: „Haben wir sie?" Der Agent sieht ihn erstaunt an, dann schweigt er. Der Hauptmann fragt verwundert: „Was ist denn geschehen?" Der Agent aber geht aus Fenster, steht gleichgültig auf die Straße und macht eine Bemerkung über das Wetter. Wir wollen die Sache abkürzen: Das junge Mädchen war Colomba gewesen, in ihrem Bündel hatte sie die zehntausend Scudi gehabt, und der Aufpasser hatte geglaubt, als er den Polizeihauptmann so vertraut neben ihr sitzen sah, er habe sich mit ihr gecinigt und bekomme vielleicht die Hälfte des Geldes; denn man kann es ja doch einem Beamten nicht übel nehmen, wenn er auch einmal an seine Familie denkt. Natürlich hatte er sie nicht angehalten. Nun war der Agent gekommen und hatte geglaubt, der Hauptmann würde ihm für seine Mühe etwas abgeben, und als der Hauptmann so tat, als wüßte er von nichts, da war er selbstverständlich beleidigt, was man ihm, wenn man sich auf seinen Standpunkt stellt, doch auch nicht übelnehmen kann.

Als nun alles klar wird, gerät der Hauptmann in eine heftige Entrüstung, denn natürlich müssen ihn doch alle seine Untergebenen jetzt für einen unehrenhaften Mann halten, daß er von Colomba das Geld nimmt und ihnen nichts abgibt. Der Agent teilt seine Erbitterung; denn schließlich hatte Colomba die zehntausend Scudi leicht genug verdient, und es wäre wirklich nicht schlimm gewesen, wenn sie der Polizei die Hälfte abgegeben hätte, die doch oft genug ihr gefällig sein muß. Was er über seinen Vorgesetzten denkt, sagt er nicht, aber bekanntlich fällen die Untergebenen im stillen oft scharfe Urteile über die oberen Behörden.

Nun beschließen die beiden, energisch vorzugehen. Der Agent weiß, daß sie ein Kind hat, ein kleines Mädchen von vier Jahren, daß bei einer Freundin von ihr untergebracht ist. Es werden Aufpasser an der Straße aufgestellt, die berichten mußten, wenn sie in das Haus geht; und siehe, schon am zweiten Tage kommt ein Aufpasser zum Hauptmann und erzählt, daß sie im Hause ist. Der Hauptmann schnallt seinen Säbel um, setzt seinen Helm auf und eilt zur Stelle. Die Aufpasser werden um das Haus verteilt, damit sie nicht entweichen kann, und nun öffnet er mit einem Ruck die Haustür, steigt gewichtig die Treppe hinauf und verlangt die Oeffnung der Wohnung.

Das ganze Zimmer durchsucht er, den Schrank, den Kamin, das Bett; er sieht unterm Tisch nach, aber weder das Kind noch Colomba ist zu sehen. Alles hat ihm die Freundin aufgeschlossen, die Betten hat sie herausgerissen, damit er sieht, daß das Bett leer ist. Dann ringt sie die Hände und klagt nur immer über die Schande, daß man bei ihr Haussuchung hält, beteuert, daß sie arm, aber ehrlich ist, erzählt, daß ihre Mutter die Amme eines Kardinals war und ihr noch auf dem Sterbebett anbefohlen hat, immer den geraden Weg zu gehen, denn ehrlich währt am längsten, und wenn Gott liebt, dem müßten alle Dinge zum Besten dienen; sie berichtet, daß sie nur für die feinsten Herrschaften arbeitet, zerrt ein Ballkleid vor, an welchem sie gerade näht, und hält es dem Hauptmann vor die Augen, in dem sie ihm die echten Spitzen und Silberknöpfe zeigt, denn das alles vertraut man ihr an. Der Hauptmann ist verlegen und will gerade grob werden, als er auf einmal, wie die Freundin gerade eine Pause in ihrer Rede machen will, um zum Schluchzen überzugehen, ganz deutlich ein unterdrücktes Kindweinen hört, das unterm Bett herkommt. Er schiebt die Freundin fort, die immer vor dem Bett steht, die Kissen und Decken, welche herabgerissen sind, kniet pustend nieder und sieht unter die Bettstelle. „Ins Spinnhaus kommst du, du Kanaille!" ruft er, „endlich haben wir dich erwischt!" Colomba antwortet nicht. Aber er sieht, wie sie das Kind an sich preßt, wie das Kind sein Weinen zu verbeißen sucht, er sieht Colombas entsetzte Augen, die auf ihn gerichtet sind, und wie sie das Kind nicht läßt. Da muß er an seine Beppina denken, wenn die Mutter ärgerlich geworden ist, und sie geschimpft hat, und wenn sie dann zu ihm kommt, sich an ihn preßt und die Arme um seinen Hals schlingt; sie ist gerade so groß wie Colombas Kind. Der gute Hauptmann zerdrückt eine Träne der Rührung, reckt sich auf, und ruft der Freundin drohend zu: „Diesmal hast du noch Glück gehabt, sie ist uns wieder entwischt. Aber einmal fassen wir dich doch!" Dann verlangt er energisch eine Kleiderbürste, die Freundin eilt, holt mit zitternden Händen die Bürste aus dem Schubfach, kniet selber vor dem Hauptmann nieder und bürstet ihn. Endlich geht Tromba aus dem Zimmer, indem er vor sich hinknurrt, „verdammte Spitzbubenbande" und noch einen letzten drohenden Blick auf die geleitende Freundin wirft.

Noch an demselben Nachmittag verlangt eine verschleierte Dame den Hauptmann in seinem Hause zu sprechen. Die Dame reicht ihm ein verschnürtes und versegeltes Päckchen, sagt mit verstellter Stimme, daß sie das abgeben sollte und entfernt sich dann wieder. Tromba setzt sich, wendet das Päckchen aufmerksam nach allen Seiten, studiert das Siegel, dann zerschneidet er mit der Papierschere den Windsaden und wickelt das Papier auf. Das Päckchen enthält fünftausend Scudi.

„Eine anständige Person ist diese Colomba doch", denkt er bei sich. Dann zählt er tausend Scudi ab, die er für Agenten und die Aufpasser bestimmt, die übrigen viertausend behält er, und das ist auch in der Ordnung; denn er ist ja doch der Hauptmann und hat die ganze Verantwortung.

Deutscher Kaviar.

In Rußland ist der Kaviar jetzt billig: statt 5 bis 6 Rubel kostet das Pfund nur 2 bis 3 Rubel, denn Deutschland bildet in Friedenszeiten den großen Markt des russischen Kaviars, und es wird voraussichtlich geraume Zeit bedürfen, ehe der russische Handel ohne Deutschlands Vermittlung den Weg unmittelbar zu den Kaviar verbrauchenden Ländern findet — wenn ihm dies überhaupt gelingt. Bei uns wird russischer Kaviar wohl allmählich knapp werden, und die Preise haben schon jetzt zu steigen begonnen. Dies Unglück werden wir nun um so leichter verschmerzen, als der Ausfall an russischem Kaviar dem deutschen Kaviar zugutekommen und dazu führen könnte und sollte, daß dieser mehr geschätzt wird, als bisher Deutscher Kaviar? Die Mehrzahl der Leser wird vermutlich überhaupt nicht wissen, daß es solchen gibt; allein der Kaviar ist keineswegs eine russische Erfindung, sondern wurde schon seit langen Zeiten auch in Deutschland gewonnen. Hermann Steiner weist in einem Aufsatze über russischen und deutschen Kaviar, der im neuen Hefte des „Prometheus" erscheint, darauf hin, daß in Ost- und Westpreußen dargestellter Kaviar im 17. und 18. Jahrhundert zum guten Teile den Platz des russischen Kaviars einnahm, d. h. er war über die ganze damals zivilisierte Welt verbreitet. Der Stör, aus dessen Rogen der Kaviar bekanntlich gewonnen wird, ist in der Ostsee und in der Nordsee zu haben und gedeiht hier überall ausgezeichnet. Im Herbst und Frühjahr sucht er die deutschen Flüsse auf, um in ihnen zu laichen.

Am meisten findet er sich seit alter Zeit in der Weichsel, in der Elbe und in der Oder und früher wohl auch in der Memel. Der Weichselstör wurde früher in solchen Mengen gefangen, daß von Pillau und Elbing in jedem Jahre viele tausend Tonnen marinierten Störes nach England, Frankreich, Polen, Rußland und nach Westdeutschland verschickt werden konnten. Seit dem 14. Jahrhundert verstand man in dem Ordenslande und späteren Herzogtume Preußen die Herstellung von Kaviar. Elbing und vor allem Pillau, später auch Danzig waren im 16. bis 19. Jahrhundert die Orte, wo die Kaviargewinnung in Blüte stand. In Pillau zogen die Störe direkt vom Tief aus der Ostsee ins Haff, um durch dieses nach der Nogat und weiter in die Weichsel zu gelangen. Eine Art Fabrik verarbeitete dort die reichen Fänge, welche an einen Unternehmer verpachtet wurden. Die Pacht brachte in Pillau 1000 Taler ein, im 18. Jahrhundert jedoch erheblich weniger, und um die Mitte des 19. Jahrhunderts hörte der Pillauer Störfang ganz auf, weil die Nogat verlandete und die Störe auf dem alten Wege durch das Frische Haff nicht mehr in die Weichsel gelangen konnten. Der Hauptfang ist jetzt in der Weichselmündung und eine kurze Strecke stromauf, wo auch in den letzten Jahren noch auf 200 bis 300 Störe gefangen wurden. Hier gibt es eine ganze Anzahl von kleinen Anstalten und Geschäften, in denen der Weichselkaviar bereitet wird. Noch in den neunziger Jahren mögen etwa 2000 und neuerdings noch über 1000 kg Kaviar jährlich gewonnen worden sein. Wenn der heutige Weichselkaviar nicht ganz so haltbar ist, wie der russische, so liegt das an der Verdünnung.

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse an der Elbe. Heute kommen im Elbgebiete wohl noch mehr Störe vor, als im Weichselgebiete. Allerdings ist der Fang auch in der Elbe stark zurückgegangen, sodaß der gewonnene Kaviar für den deutschen Verbrauch nicht sonderlich in Betracht kommt. Rechnet man dazu noch die in anderen Küstenflüssen, insbesondere auch die in der Weser und Oder gefangenen Störe hinzu, so ergibt sich für ganz Deutschland vielleicht eine Kaviarerzeugung von 600 bis 700 kg im Jahre. Noch vor etwa 10 Jahren ist es sicher die doppelte Menge gewesen, doch geht unser Störbestand sehr stark zurück. Dieser Rückgang wird von Kennern der Verhältnisse darauf zurückgeführt, daß früher dies zu kleine, noch nicht geschlechtsreife Störe weggefischt worden sind. In der Tat wurde über den Fang der kleinen Störe schon vor 300 Jahren und später immer stärker geklagt, und man erstrebt deshalb die Festsetzung eines Mindestmaßes von 150 cm für den sonstäubigen Stör, das aber auch nur gerade die allernotwendigste Schutzmaßregel wäre. Zweckmäßig wäre es vielleicht, um die deutsche Kaviargewinnung zu vergrößern, etwa für 2 oder 3 Jahre den Störfang überhaupt zu verbieten und damit eine Auffrischung des Bestandes herbeizuführen. Die Zeit ist besonders günstig, da während des Krieges und wohl auch unmittelbar danach das Bedürfnis nach Kaviar kaum sonderlich groß sein wird, und sofern die deutschen Fischer dann etwas mehr Sorgfalt beim Salzen anwenden, können sie recht wohl eine Ware erzeugen, die der russischen wenig nachsteht.

Den Kindern soll man ihre kindische Weise lassen.
Sprichwort.

Aus der Welt der Frau.

'ß Stündle bringt's Kindle
sagt die Hebamme.
Schwäb. Sprichwort.

Der große Hut.

Ein paar der mondänen Frauen, die in Longchamp und Auteuil waren, haben ihn schon gesehen. Und man muß daher annehmen, daß er zum Herbst — spätestens — auch bei uns auftauchen wird. Eine Zeitlang war er in Acht und Bann getan, sparsame Frauen, die noch einen großen Hut besaßen, der „noch so gut wie neu" war, schämten sich, ihn zu tragen, und so blieb er in der Tiefe irgendeines versteckten Winkels. Die kleinen Faffons waren Trumpf, und jede Dame wetteiferte, einen Hut, so klein wie möglich, auf ihr Köpfchen zu stülpen. Das Hutverbot für die Logen des gestrengen Berliner Polizeipräsidenten hatte seinen Zweck verfehlt, denn nicht eine Dame trug mehr ein Wagenaufgenmyster auf dem undulierten Haar. Die Friseure hatte sich dem kleinen Hut schnell angepaßt und sich auf den Typ „Jungenskopp" festgelegt, der es gestattete, das kleine Hütchen wie eine Haube überzuziehen. Da brauchte man nicht einmal Nadeln, um ihn zu befestigen, und die Sicherungen blieben infolgedessen unverkauft. Das wird nun aber zum Herbst doch wohl anders werden, oder vielleicht sogar noch früher, denn wir haben ja schon längst die Demi-Saison. Die Jahreszeiten Frühling, Sommer, Herbst und Winter reichen nicht mehr für die Mode, ergo kommt man auch nicht mit einem Frühjahrshut, einem Sommer-, Herbst- und Winterhut aus. Man hat also „Uebergangshüte" eingeführt.

In der Tat konnte man schon in der Reichshauptstadt die ersten dieses Genres für den Herbst sehen, genau so

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191509121/fragment/page=0002